

(Nachdruck verboten.)

601

Esther Waters.

Roman von George Moore

Am Tage des Rennens kam Sarah um drei Uhr nachmittags nach dem „Kings Head“; aber es war noch keine Nachricht vom Rennplatz eingetroffen.

„Willst Du nicht lieber hier in mein Zimmerchen kommen, wir sitzen da viel behaglicher?“ sagte Esther.

„Nein, danke, Liebchen; es lohnt nicht, ich kann ja doch nicht lange bleiben. Ich wollte nur eben mal hören, wer gewonnen hat.“

„Hast Du viel drauf gesetzt?“

„O nein; nur fünf Schilling. Aber ich habe einen Freund, der 'ne ganze Menge drauf hat. Du hast ja ein neues Kleid an, Esther, wann hast Du es bekommen?“

„Ich habe das Zeug schon längere Zeit liegen gehabt; ich habe es aber kürzlich erst machen lassen; gefällt es Dir?“

Sarah sagte ja, sie fände es sehr hübsch; aber Esther konnte ihr ansehen, daß sie dabei an ganz andre Dinge dachte. Plötzlich sagte Sarah:

„Jetzt ist das Rennen schon vorüber; um halb drei hat's begonnen.“

„Ja, aber sie sind ja nie so ganz pünktlich; es kann sehr wohl auch 'ne Verzögerung eingetreten sein.“

„Du weißt jedenfalls alles genau darüber, nicht wahr? Man hört ja hier von gar nichts anderm sprechen.“

Esther fragte Sarah, wann ihre Herrschaft in die Stadt zurückkehre.

Darauf nahm Sarahs Antlitz einen andern Ausdruck an.

„Wir erwarten sie morgen zurück; warum fragst Du?“

„Ach, nichts, kein besonderer Grund, nur so, um etwas zu sagen.“

Beide Frauen schwiegen und blickten einander an. In diesem Augenblick hörte man eine Stimme in der Straße laut rufen: „Das Rennen! Das Rennen!“

„Ich werde das Blatt holen,“ sagte Esther.

„Nein, nein; lieber nicht; wenn er nun doch nicht gewonnen hätte!“

„Na, das ist ja ganz egal!“

„Nein, Esther, nein; laß es lieber sein; es wird schon irgend jemand kommen, der uns die Nachrichten bringt.“

Die Stimme des Ausrufers draußen in der Straße wurde schwächer und immer schwächer, bis man nur noch ganz aus der Ferne das verhängnisvolle Wort: „Die Rennen! Die Rennen!“ ertönen hörte.

„Nun ist's zu spät,“ sagte Sarah, „er ist schon über alle Berge. Es wird schon irgend jemand herkommen, der uns erzählt, wer gewonnen hat; ich glaube überhaupt gar nicht, daß das ein Blatt war. Diese Jungen sind so niederträchtig; die rufen aus lauter Ull so etwas aus.“

Wieder hörte man den Ruf: „Die Rennen! Die Rennen!“ Und die Stimme näherte sich wieder dem Hause.

„Wenn er gewonnen hat,“ flüsterte Sarah, „will Bill mich heiraten; aber ich habe so 'ne Ahnung, als ob er nicht gewonnen hat.“

„Die Rennen!“ ertönte es von draußen.

„Wir wollen doch gleich sehen.“

Esther nahm einen halben Penny aus der Tasche.

„Wollen wir nicht lieber noch warten? Die Wahrheit kann ja jetzt noch gar nicht gedruckt sein; und wenn es nun nicht richtig wäre!“

Esther antwortete ihr nicht. Sie gab Charles das Geld, schickte ihn hinaus, und wenige Sekunden später kam er zurück mit dem Blatte in der Hand.

„Tornado der Erste, Ben Johnson der Zweite, Woodcraft der Dritte,“ las er lauter.

„Das ist gut für unsern Herrn. Ich glaube, es haben sehr wenige nur auf Tornado gesetzt. Der Herr kann also nicht viel verloren haben.“

Sarah war totenbleich geworden

„Also er war nur der Zweite! Und alle behaupteten doch, er müßte sicherlich gewinnen.“

„Ich hoffe, daß Du nicht viel verloren hast; aber hier bei uns hast Du doch nicht gewettet?“

„Nein, hier nicht; ich habe überhaupt nur ein paar Schillinge drauf stehen; das schadet nichts. Kannst Du mir etwas zu trinken geben?“

„Was willst Du trinken?“

„Ein Glas Whisky.“

Sarah trank das Glas in einem Zuge leer. Esther sah sie verwundert an. Esther wußte, daß während der nächsten zwei, drei Stunden das Lokal leer bleiben würde; sie wollte diese Zeit für sich benutzen, um einige Einkäufe zu machen, und forberte Sarah auf, mit ihr zu gehen. Aber Sarah behauptete, müde zu sein, und wollte lieber hier sitzen bleiben, bis Esther zurückkäme.

So ging Esther denn allein. Sie blieb etwas länger fort, als sie geglaubt hatte, und als sie zurückkam, sah sie mit Entsetzen Sarah im Gastzimmer umhertaumeln und Charles um noch ein Glas anbetteln.

„Blödsinn!“ jagte sie mit heiserer Stimme, „wer sagt, daß ich betrunken bin? Ich denke nicht daran; ich denke nicht daran; ich bin nicht betrunken, als Sie oder ein anderer. Das Pferd hat nicht gewonnen, sagt Ihr? Ich aber sage, es hat gewonnen; es muß gewonnen haben. In diesen Zeitungen sieht nur verdammter Blödsinn.“

„O, Sarah, Sarah, was ist denn los mit Dir?“

„Wer ist das? Was wollen Sie? Lassen Sie mich los?“

„Mr. Stad, bitte, helfen Sie mir doch, sie oben hinauf zu führen.“

„Hinauf? Ich will nicht hinaufgehen. Ich lasse mich nicht dazu zwingen; ich bin ein freies Weib. Sagen Sie mir doch,“ sagte sie, während sie sich hin und her schaukelte und Esther mit stumpfen, glanzlosen Augen ansah, „bin ich ein freies Weib oder nicht? Wozu soll ich denn oben hinaufgehen?“

„Du sollst Dich oben ein bißchen hinlegen, Sarah; Du sollst so nicht hinaus auf die Straße gehen.“

„Ich will nach Hause gehen, laßt mich los; laßt mich los!“ sagte sie und schlug auf Esthers Hand, die ihren Arm festzuhalten versuchte. Und dann begann sie zu singen.

„Denn gestern nacht waren wir alle betrunken,
Und betrunken die Nacht vorher,
Und wenn wir uns heute nicht wieder betrinken,
So betrinken wir uns niemals mehr!“

„Das haben wir früher immer gesungen, wenn wir zusammen spazieren gingen; ja, da saßen die Mädchen schön aus mit ihren Federn und Bändern, und waren so lustig und tanzten den ganzen Weg entlang. Da hat man sich amüsiert! Mädchen und Jungen, alle zusammen,“ — und noch einmal sang sie:

„Denn gestern nacht waren wir alle betrunken,
Und betrunken die Nacht vorher,
Und wenn wir uns heute nicht wieder betrinken,
So betrinken wir uns niemals mehr!“

Esther hatte ihr ganz entsezt zugehört.

„Sarah, so höre doch, was ich Dir sage.“

„Hören? Ich will nicht hören. Wir wollen noch eins trinken.“

Sie taumelte an den Schanztisch heran.

„Nur noch ein Glas, ein letztes, das soll Müd bringen,“ murmelte sie. Und bevor Charles noch die Hand ausstrecken konnte, hatte sie ein eben eingeschicktes Glas Whisky ergriffen und es leer getrunken.

„Das war mein Glas!“ rief Journeyman; aber es war zu spät, und Journeyman schien so entsezt über den Verlust seines Whisky, daß unwillkürlich alle in lautes Gelächter ausbrachen. Aber plötzlich fiel Sarah vorn über und gerade in seine Arme hinein. Er und Esther trugen sie zusammen die Treppe hinauf und legten sie in dem kleinen Fremdenzimmer aufs Bett.

„Die wird morgen keinen schlechten Kater haben!“ sagte Journeyman.

„Wie konnten Sie ihr nur so viel zu trinken geben?“ jagte Esther vorwurfsvoll zu Charles. Und der ganze Vorfall schien sie so peinlich zu berühren, daß aus Rücksicht auf sie keiner mehr davon sprach.

Esther hatte das Gefühl, als ob etwas Entsetzliches passiert sei. Sie fühlte, daß Sarah sich absichtlich betrunken

hatte. Und warum sollte sie dies gethan haben, wenn sie nicht irgend ein schweres Unglück oder tiefer Kummer bedrückte?

William, der inzwischen zurückgekommen, war der gleichen Ansicht. Es müßte etwas sehr Ernstes passiert sein. Als sie abends in ihr Zimmer hinaufgingen, sagte Esther zu ihm:

„Das kommt alles bloß von diesem fürchterlichen Wetten; die ganze Nachbarschaft ist schon ruiniert; einer nach dem andern verliert sein Haus und seine Möbel, und schließlich wird man uns noch die ganze Sache zur Last legen.“

„Weißt Du, Esther, es macht mich nachgerade wild, Dich so reden zu hören. Die Leute wollen doch nun mal wetten; wer kann sie davon zurückhalten? Ich bestehle sie doch nicht; ich nehme nur ihr Geld an, wenn sie's mir bringen. Und da behauptest Du nun, ich hätte schuld daran, wenn sie nachher ihre Möbel versetzen und ihre Kleider verkaufen.“

Esther gab hierauf zuerst keine Antwort, endlich sagte sie: „Ich muß nun mal nach Sarah sehen.“

Sie ging hinein, sagte die Schlafende beim Arm und rüttelte sie leise.

Endlich erwachte Sarah.

„Wo bin ich? Was ist passiert?“ fragte sie. „Nehmt das Licht fort von meinen Augen; o, wie thut mein Kopf weh!“

Ihr Kopf fiel schwer auf das Kissen zurück, und Esther glaubte schon, sie sei wieder eingeschlafen. Aber gleich darauf öffnete sie die Augen, stützte sich schwerfällig auf einen Ellbogen und sagte:

„Wo bin ich denn eigentlich? Bist Du das, Esther?“

„Ja, Du bist bei mir; weißt Du das nicht mehr?“

„Nein; ich weiß überhaupt nichts mehr. Ich weiß nur noch, daß das Pferd nicht gewonnen hat. Aber weiter weiß ich auch nichts. Und dann — dann hab' ich mich betrunken, nicht wahr? Es kommt mir wenigstens so vor.“

„Ja, als Du hörtest, daß das Pferd nicht gewonnen habe, hast Du zu viel getrunken; das war sehr unrecht von Dir, Dich so gehen zu lassen.“

„Mich gehen zu lassen? Betrunknen? Was schadet das alles? Mit mir ist's nun doch zu Ende!“

„Hast Du denn wirklich so viel verloren?“

„Es handelt sich nicht um das, was ich verloren, sondern um das, was ich gewonnen habe. Ich habe Bill das ganze Silberzeug zum Versetzen gegeben; es ist alles fort, alles; und morgen kommt die Herrschaft zurück. Sprich lieber gar nicht darüber. Ich habe mich nur betrunken, um es zu vergessen.“

„O, Sarah! Das ist ja schrecklich! Aber wie ist das denn alles gekommen? Nun sage mir doch endlich alles.“

„Ich will lieber nicht darüber sprechen. Ich will auch nicht daran denken. Sie werden bald genug kommen, um mich zu holen. Außerdem kam ich mich jetzt auch auf gar nichts besinnen. Mein Mund brennt so fürchterlich. Sieh mir doch zu trinken. Nein, kein Glas, die ganze Karaffe!“

Gierig trank sie von dem frischen Wasser und schien sich dadurch ein bißchen zu erholen. Esther bat sie noch einmal, ihr zu erzählen, welche Verwandnis es mit dem verletzten Silberzeug habe.

„Du weißt doch, daß ich Deine Freundin bin, so sage mir doch nun alles. Ich will ja versuchen, Dir zu helfen.“

„Mir kann jetzt keiner mehr helfen; mit mir ist's zu Ende; laß sie nur lieber kommen und mich holen, ich werde ruhig mitgehen, werde kein Wort mehr sagen.“

Sie brach in lautes Schluchzen aus.

„Für wieviel ist es denn veretzt worden? Weine doch nicht so,“ und sie nahm ihr eignes Taschentuch und trocknete Sarahs Thränen damit. „Für wieviel ist es denn veretzt worden? Vielleicht leihst mir mein Mann das Geld, damit wir es auslösen können.“

„Das nützt nichts, mir kann keiner helfen, Esther; ich kann ja nicht darüber sprechen; ich werde sonst wahnsinnig.“

„Sage mir doch nur, wieviel Du darauf bekommen hast?“

„Dreißig Pfund.“

Esther begann sie jetzt anzukleiden, aber das war eine schwere Aufgabe. Alle paar Minuten schien sie in Bewußtlosigkeit zu versinken. Dann raffte sie sich wieder auf und streifte ein paar Kleidungsstücke ab. Als Esther in ihr Schlafzimmer zurückkam, schlief William schon; sie stellte sich neben ihn hin und rüttelte ihn an der Schulter.

„Die Sache ist noch viel schlimmer, als ich glaubte!“ schrie sie ihm ins Ohr. „Ich will es Dir erzählen.“

„Was denn?“ fragte er und öffnete schläfrig die Augen.

„Sie hat das Silberzeug ihrer Herrschaft für dreißig Pfund veretzt, um auf das Pferd sehen zu können!“

„Welches Pferd?“

„Ben Johnson.“

„Der ist zum Glück kurz vor dem Ziel zusammengebrochen, sonst wäre ich ruiniert gewesen. Die ganzen Leute hier herum hatten ja auf ihn gesetzt! Und um auf den zu wetten, hat sie das Silberzeug veretzt? Das hat sie sicher nicht für sich selber gethan; den Gedanken muß ihr jemand anders eingegeben haben.“

„Ja, gewiß; Bill Evans.“

„Aha, der verdammte Schurke! Das sieht ihm ähnlich; aber ich dachte, sie hätte ihn endgültig verlassen? Sie hatte uns doch versprochen, daß sie nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte!“

„Ja, aber sie sagt, sie liebe ihn so sehr, daß sie nicht anders könne. Es giebt viele solche Frauen.“

„Wieviel hat sie denn auf das Silberzeug bekommen?“

„Dreißig Pfund.“

William stieß einen lauten Pfiff zwischen den Lippen hervor, dann setzte er sich mit einem leichten Ruck empor und sagte:

„Sie darf hier nicht bleiben; hier nicht; denn wenn die Sache rauskommt und man hört, daß sie es des Wettens wegen gethan hat, so kann uns das eilig in die Bude regnen. Man hat ja ohnehin schon Verdacht auf uns. Dein früherer Liebhaber, der Kerl aus der Heilsarmee, der sucht ja schon überall nach vereidigten Aussagen gegen uns.“

„Sie wird morgen in aller Frühe fortgehen. Aber ich dachte, Du könntest ihr vielleicht das Geld leihen, um die Sachen auszulösen.“

„Was! Ich! Dreißig Pfund?“

„Es ist viel Geld; ich weiß es; aber ich dachte, Du würdest es vielleicht im Stande sein; Du hast doch bei diesem Rennen sicherlich viel gewonnen?“

„Na ja, aber vergiß doch nicht, wieviel ich den Sommer über verloren hatte. Das ist seit langer Zeit wieder mein erstes bißchen Glück gewesen.“

„Aber vielleicht könntest Du es doch thun,“ wiederholte Esther. Sie stand neben dem Bett und blickte auf ihn herab. Es wollte ihm in diesem Augenblick scheinen, als gäbe es keine bessere Frau als sie auf der ganzen Welt; und er sagte:

„Wenn Du es willst, Esther, so haben dreißig Pfund nicht mehr Wert für mich, als ein Penny.“

„Und ich bin doch keine verschwenderische Frau, nicht wahr, Bill?“ sagte Esther lieblosend, setzte sich aufs Bett und schlang ihre Arme um ihn. „Ich habe Dich doch noch nie zuvor um Geld gebeten; und sie ist meine Freundin und Deine auch; wir kennen sie nun schon so viele Jahre. Wir können sie doch nicht ruhig ins Gefängnis gehen lassen, ohne nicht wenigstens einen Versuch zu machen, sie zu retten. Nicht wahr, Bill?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Balzzeit.

Der Ausdruck „Balzen“, der ja auch in scherzhafter Form auf den liebeglühenden Jüngling angewendet wird, der vor seiner Angebeteten „herumschwänzelt“, kommt in der Jagdsprache nur den Vögeln zu. Er bezeichnet das Liebeswerben des Hahns um die Henne, das sich in Tänzen, Sprüngen, zärtlich klingenden Tönen usw. äußert und bei manchen Vögeln sogar bis zu einer Art Verzückung führt, die sie gegen äußere Eindrücke unempfindlich macht.

Leider respektiert der Jäger, der doch sonst so eifrig sein Wild hegt und pflegt, die Balzzeit einiger Vogelarten gar nicht. Er schießt abends und morgens die ziehende Waldschnepe auf dem Anstand, er stellt dem Auerhahn und dem Wirtshahn nur in dieser Zeit nach. Die Erklärung dafür ist nicht leicht gegeben. Bei dem Auerhahn kann ja als Entschuldigung angeführt werden, daß er zu andern Zeiten des Jahres kaum zu erlegen ist, weil seine große Vorsicht ihn vor den Nachstellungen des Jägers bewahrt. Bei Schnepe und Wirtshahn kann aber diese Entschuldigung nicht gelten, denn diese Wildarten sind auch im Herbst auf der Suche ohne allzugroße Schwierigkeiten zu erlegen. Es handelt sich da wohl um eine von Alters her überkommene üble Gewohnheit, die schwer zu bekämpfen sein wird. Denn es giebt kaum eine andre Jagdart, die von der Natur selbst mit so großen Reizen umkleidet wird.

... Zwischen den Spirding und den Barnoldsee schiebt sich weit hinein eine breite Landzunge, die in einem unburdhringlichen Hochdicht endigt. Davor liegen schwimmende Wiesen, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hat, über unergründlichem Moder. Noch weiter zurück bedeckt niedriger Buschwald den schwarzen Boden. Das ist ein Dorado für alle Vögel, die in Sumpfen und Nied nisten. Dort brütet an unzugänglichen Stellen der stolze Schwan, der wachsame Kranich, die schwere Rohrdommel, der Reiher, dort findet man den seltenen, schwarzen Storch und das kleinere Getier, wie Enten, Toucan, Schorben, Schnepsen usw. Dort balzt auch der Wirtshahn. Der Grünroß, zu dessen Revier dies Dorado der Vögel gehört,

hütet es wie seinen Augapfel. Da darf sich kein Fuß zeigen, sonst ist er nach wenigen Tagen weggegangen. Die Rohrweihe, diesen schlimmen Nesträuber, erlegt er mit der Kugel oder mit sicherem Schrotschuß, wenn sie zum Horst zurückkehrt, um die Jungen zu aben. Und dort weilt er am liebsten, wenn das Liebesleben der Vögel beginnt. Auf einer höher gelegenen Stelle, die mit dichtem Eichen-gestrüpp bestanden ist, hat er sich eine Nestschuppe erbaut als Unterschlupf für die Nacht. Der Boden ist mit Stroh und einer alten Pelzdecke belegt — genügende Bequemlichkeit für einen Waldmann, der so manche Nacht im Walde kampiert.

In diesem „Wiesenhof“, wie der Besitzer es getauft hat, war ich für einige Nächte eingelehrt. Es unterscheidet sich vorteilhaft von allen andern Hotels, die ich kenne. Zwar giebt's darin keine elektrische Beleuchtung, aber dafür leuchtet der Mond, und ganz kostenlos wird dem Gast die köstlichste Schlummermusik bereitet. Sie wiegt ihn in sanfte Träume und empfängt ihn beim Erwachen mit süßen Melodien. . .

Am Abend hatten wir die Vorkühne „verhört“. Das heißt, wir hatten aus sicherem Versteck beobachtet, wo die Hähne am Abend einsaßen. Dorthin lehren sie am nächsten Morgen zurück, um ihre Liebestänze aufzuführen. Nach dem Abstreifen der Hähne wurde der nächste Versuch mit Hilfe einiger Taubenäste zum „Schirm“ hergerichtet, der dem Jäger Deckung gewähren soll, dann „schnurten“ wir gemächlich dem Wiesenhof zu. Ein dienstbarer Geist hatte allerlei gute Dinge in feiner und flüssiger Form dorthin geschafft. Bald lagerten wir an einem hellflackernden Feuer und labten uns an Speise und Trank.

Ach, wer doch die zauberhafte Schönheit solch einer Frühlingsnacht mit Worten erschöpfen könnte! Im Westen, über dem Wald, von dem das unermüdete Geschnatter der Enten herübertrönte, stand glühend das Abendrot. Fächerförmig schossen die Strahlen bis zum Zenith empor. Allmählich verflachten sie zu einem hellen Schein, der nicht ganz verblich, sondern über den nördlichen Himmel nach Osten wanderte, bis das wiederkehrende Tagesgestirn ihm neuen Glanz verlieh. . . Aus dem Moor ringsum stieg der Nebel. Hier lagerte er dicht geballt über der Wiese, dort zog ihn ein leiser Lufthauch zu langen Schleieren aus, die zwischen den niedrigen Birken und Kiefern zerflatterten. . . Ein feiner Dunst stieg aufwärts und verhüllte die Sterne, sodas es aussah, als blinzelten sie schlafrig wie ein müdes Auge. . .

Und dazu das vielstimmige Konzert! Dicht vor uns stand gleich einer Säule ein Rüdenschwarz. Ein leise summender Ton ging von ihm aus, wie von einer Saite, die sanft nachklingt. Wie der Grundton des Basses klingt es jetzt dazwischen. . . Das ist ein großer Käfer, der um den Lichtschein summt. Hoch über uns ziehen Enten mit pfeisendem Flügelschlag vorbei. Jetzt hört man deutlich, wie sie auf den See einfallen, von vielstimmigem Schnattern der Gefährten begrüßt. Einen Augenblick verstummt alles, denn nun erklingt das dumpfe „Lump, lump“ der Rohrdommel, das schauerlich genug sich anhört, um abergläubischen Gemütern Schreden einzuschleusen. Und nun ein neuer Ton: ein deutliches Redern. Das ist die Bekassine, die der Volksmund „Haberbod“ und „Himmelsziege“ getauft hat.

Stumm, ergriffen hatten wir dem Leben und Weben der Natur gelauscht. In solchen Augenblicken scheut man sich, die weichevolle Empfindung durch ein Wort zu stören. Denn man fühlt, man erlebt es mit, dieses Pulsieren der neu erwachten Lebenskraft. Das Feuer war heruntergebrannt. Einen Augenblick hatten die getrockneten Aeste rotglühend gestanden, bis sie zusammensanken zu Asche, in der nur ab und zu noch ein Fünkchen aufbrannte. Da nickten wir uns zu und schoben uns ein in das weiche Lager. . .

Erst nach Mitternacht war das Getier verstummt. Doch kaum für eine Stunde wird es still im Moor und Nied, denn sobald sich im Osten die lichten Wolken rötlich zu färben beginnen, erwacht auch das Leben wieder. Zuerst werden die kleinen Meisen munter; sie wecken die Buchfinken und Drosseln. Die Lerche ist mit unter den ersten. Wie aus weiter Ferne hört man ihr Lied: sie ist hoch gestiegen in den blauen Keiser hinauf, um früher als alle anderen von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen zu werden.

Es war noch dunkel, als wir uns zu unsren Ständen begaben. Der Vorkühne liebt es, früh aufzustehen. Er kommt nicht selten so zeitig auf seinem Balzplatz an, daß man das hastige Schlagen seiner Flügel vernimmt, ohne den großen, dunklen Vogel zu erblicken. So ging es auch mir. Der Hahn mußte dicht vor mir eingestiegen sein, doch auf dem schwarzen Boden blieb er unsichtbar. . . Das sind Minuten höchster Aufregung, noch verschärft durch den Zwang, sich regungslos zu verhalten. Wenn jetzt ein Reiz zum Husten oder Niesen aufsteigt, wenn die Wäden dem Jäger ums Gesicht und die Hände summen oder gar ihren Rüssel in seine Haut senken — er darf nicht die geringste Bewegung machen, nicht einmal laut atmen. . .

Das Auge bohrt sich in die Dunkelheit. Dort der schwarze Fleck — sollte das nicht der Vogel sein? Ganz unmerklich wird es heller. Nirgends ist der Vogel zu erblicken. Sollte er zu Fuß weggewandert sein? Da plötzlich: ein scharfes Flügelrauschen. . . ein Moment der Stille. . . jetzt das erste „Pschinn“, das Schleifen der herabhängenden Flügel auf dem Boden. Nun meldet sich auch der erste Hahn. Dicht vor meinem Schirm hat er gesehen. Mit kurzen Sprüngen eilt er auf den Nebenbuhler los, wütend sahnen sie mit aufgespritzten Schnäbeln auf einander ein. . . Die Federn stieben. . . Ein prächtiger Anblick! Den leierförmigen Schwanz, vom Waldmann „das Spiel“ genannt, haben sie steil aufgerichtet, sodas

das weiße Untergefieder sichtbar ist, die Flügel halb ausgebreitet, den Hals weit vorgereckt. . . Dazu lassen sie ein dumpfes Kullern ertönen. . .

Jetzt erscheint der dritte Hahn auf dem Platz, ein alter Kämpfer, dem ein ungeschädigter Schütze einen Ständer abgeschossen hat. Komisch sieht es aus, wie der Vogel auf dem einen Fuß daherhoppst. Doch sein Ansturm ist so unwiderstehlich, daß die Nebenbuhler weichen. Der eine stiebt davon. . . Nun ist es Zeit, das Gewehr an die Wade zu bringen. Ein doppelter Knall — das Spiel ist aus.

Die Sonne war schon über den Horizont emporgestiegen, als ich den Schirm verließ; geschossen hatte ich nicht mehr, obwohl noch ein Duzend Hähne rings um meinen Stand ihre Kämpfe ausgefochten hatten. Da hatte ich auch die Hennen zu Gesicht bekommen. Dicht an den Boden geschniegt, von dessen wechselnder Färbung ihr unscheinbares rostbraunes und gelbliches Gefieder wenig abhät, sahen sie still da, nur ab und zu hob eine den Kopf; vielleicht wollte sie dem Sieger einen verheißenden Blick zuwerfen. . .

Fritz Slowronnel.

Kleines feuilleton.

— Konzerte im Warenhause. Richard Strauß hat in New York im Warenhause von John Banamater zwei Konzerte veranstaltet. Der „Frankfurter Zeitung“ liegt eine Einladungskarte, mit der Herr Banamater seine Kundschaft auf die musikalische Gelegenheitsware aufmerksam machte, vor; in deutscher Uebersetzung lautet sie:

Das Warenhaus Banamater zeigt an, daß zwei Richard Strauß-Konzerte Samstag d. 16. April und Montag d. 18. April abends 8¼ Uhr stattfinden werden.

Wir werden die Ehre haben, der Kundschaft unsres New Yorker Geschäftes auf Grund besondrer Abmachung zu präsentieren:

Dr. Richard Strauß
(der das Orchester bei allen seinen eigenen Kompositionen persönlich dirigieren wird)

Mme Strauß de Ahna
Sopranistin
Leopold Lichtenberg
Violinisten

die Sinfonie-Kapelle von Bessler
(hundert Musiker).

Sodann werden die Kunden des Warenhauses des näheren benachrichtigt, in welcher Weise sie sich Billets für die beiden Strauß-Konzerte sichern können. —

k. Schottischer Humor. Einige hübsche Blüten schottischen Humors entnehmen wir dem soeben erschienenen zweiten Bande der „Erinnerungen“ des Dr. John Kerr. Darum ein Pfarrer seine Gemeinde verläßt, geht aus folgender Erklärung hervor, die ein schottischer Licentiat, dem gegen ein kleines Gehalt eine Missionsstation unterstand, an dem letzten Sonntag, den er in seinem Pfarrbezirk verbrachte, seiner Gemeinde abgab. Vor der Predigt teilte er mit, daß er zum Gefängnisprediger ernannt sei und sagte, er hätte drei Gründe, um seine Gemeinde zu verlassen: „Erstens verlasse ich Euch, weil Ihr Gott nicht liebt, denn nur sehr wenige von Euch kommen regelmäßig in die Kirche; zweitens weil Ihr Euch einander nicht liebt, denn während der drei Jahre, seit ich Euer Prediger bin, hat es keine Heiraten unter Euch gegeben; und drittens liebt Ihr mich nicht, denn Ihr habt sehr wenig zu dem kleinen Einkommen, das ich beziehe, beigetragen. Ueber diesen Gegenstand habe ich weiter nichts mehr zu sagen. . .“ Von den schottischen Schauspielern werden nicht weniger humoristische Züge erzählt, als von den Predigern, was z. B. folgende Geschichte von dem Schauspieler Alexander vom Royal-Theater in Glasgow beweist, der ein kläglicher Schauspieler, aber ein guter Theaterdirektor war. Einmal spielte er als alter Mann noch die Rolle des Romeo neben einer jungen Julia. Als er das Gift genommen und tot dalag, klatschten die Galleriebesucher bei der grotesken Situation Beifall, aber Alexander fühlte, daß das nur spöttisch gemeint war. Da stand er auf, trat vorn an die Rampe und sagte: „Ihr denkt, ich kann Romeo nicht spielen, aber ich kann Romeo spielen. Ich habe ihn vor (er führte einige bekannte Schauspieler an) gespielt und werde ihn wieder spielen.“ Dann legte er sich hin und starb zum zweitenmal.“ Die Elasticität dieses Schauspielers, der in seinem hohen Alter noch den jugendlichen Liebhaber spielte, wäre dem schottischen Sänger Wilson sehr zu statten gekommen: Als Wilson sich im Gesang ausbildete, sang er ein Liebeslied mit vorzüglicher Stimme, aber nicht mit genügend Leidenschaft und Ausdruck. Sein Lehrer sagte ihm, er müsse gefühlvoller singen, so, als ob er thatächlich verliebt wäre, worauf er trüblich erwiderte: „Aber Mann, wie kann ich als verheirateter Mann das thun?“ . . . Strenge Ansichten über die Kleiderfrage hatte ein Lehrer in Banffshire: In der Zeit, als die Krinolinen modern war, kam ein Mädchen mit einer sehr weiten Krinolinen in die Schule, die viel größer war, als der Raum zwischen dem Pult und der Bank, auf der sie saß. Als der Lehrer das sah, sagte er zu ihr: „Geh' nach Hause und zieh die Krinoline aus und komme wieder in die Schule so, wie Gott Dich geschaffen hat.“ Ob das Mädchen diese etwas weitgehende Aufforderung des Lehrers

Befolge und nun wirklich im Evakostium in der Schule erschien, wird nicht hinzugefügt. —

— Die Goldwäscherei am Rhein behandelt Bernh. Neumann in der „Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen“. Der „Globus“ teilt daraus mit: Daß der Rhein mit seinen Nebenflüssen, wie einige französische Flüsse (Rhone), ganz gewaltige Goldmengen geliefert haben muß, beweist der Umstand, daß die nach der Eroberung des Keltenlandes nach Rom fließenden Massen dieses Edelmetalles ein starkes Sinken des Goldpreises veranlaßten. Die älteste und einfachste Methode war zweifellos dieselbe, welche unkultivierte Völkerschaften noch heute verwenden, nämlich das Verwaschen in einem Siebertroge; die Formen dieser Gefäße wechseln ungemein, meist aber haben sie höföel- oder schüsselförmliches Aussehen. Die Methode aber ist unwirtschaftlich, weil nur wenig Sand verwaschen werden kann und sehr viel Gold verloren geht. Später kamen Waschbreiter mit rauhem Boden oder mit Schaffellen bezogen auf, auch wurden Querrinnen in das Holz geschnitten, um das Edelmetall aufzufangen. Bereits 1849 lieferte der Rhein an Waschgöld 2,6 Kilogramm, 1850 waren es 3,8 Kilogramm, im Jahre darauf belief sich die Ausbeute auf 9,4 Kilo gramm, 1850—1859 wechselte der Ertrag von 7 bis zu 20,5 und 1860—1869 gar von 8,9—115 Kilogramm. Mit der ganz außerordentlichen Steigerung der Weltproduktion an Gold in den letzten 50 Jahren und der damit verminderten Kaufkraft dieses Edelmetalles steht der Niedergang der Goldwäscherei am Rhein in engem Zusammenhang. Auch hat die zunehmende Stromregulierung sie zweifellos unergiebig gemacht. Mechanische Mittel aber, die Einführung von Maschinen anstatt der Menschenkraft, müssen alle fehlschlagen, da die Lagerung der goldreichen Schicht eine so eng eingegrenzte ist. Deshalb ist auch an Laugerei oder ähnliche Gewinnungsmethoden nicht zu denken. Ebenso ist der stetige Wechsel der Goldgründe störend. —

Musik.

Ein noch ungedrucktes Streichquartett in cis-moll, das wir am Sonnabend zu hören bekamen, bedeutete nicht bloß eine inhaltsreiche Unterbrechung der Zeit, in welcher die sogenannte Saison für die Konzerte vorüber ist und hauptsächlich nur noch die Lektionfabriken, vulgo Konservatorien, mit ihren Schülerleistungen anrücken. Der anscheinend noch junge Komponist, wohl ein Niederländer, heißt Benoit Hollander. Sein neues Werk zeichnet sich dadurch aus, daß entgegen dem gewöhnlichen Gebrauch von zwei bis drei schnellen, tanzmäßig beschwingten Sätzen, die einen oder zwei langsameren, getrageneren umfassen, vielmehr die der letzteren Art vorherrschen. Drei solche Sätze — der dritte mit einigen Verschärfungen des Zeitmaßes — schließen zwei schnellere ein, von denen der eine ein energisches Lusttänzen, der andre ein freudliches Scherzen mit halb verhaltenem Humor zeigt. Jene für den Charakter der Komposition entscheidenden Sätze verraten zwar einen Mangel an Fähigkeit, der ganzen Fülle Herr zu werden, mit der sich die Erfindung ergiebt; sie sind aber jedenfalls eine so echte und innige Sprache mit so vornehmem Behandeln alles Einzelnen, daß man dem Komponisten gern auch in seinen anspruchsvollen Breiten folgt. Und dies erst recht dann, wenn so feine Spieler, wie das „Holländische Streichquartett“, das Werk vorführen.

Der „Berliner Tonkünstlerverein“ war es, der sein Eintreten für neues, musikalisches Leben auch dieses Mal bewährte. Darum ist allerdings noch nicht alles, was er bringt, ein Meister. Zwei Streichquartettsätze von Leone Sinigaglia waren mehr nur hübsche Einfälle, und sieben Lieder für Sopran und Klavier von Willem H. Felyer, dem zweiten Geiger jener Quartettgesellschaft, enthielten so viel — sagen wir Landesübliches, daß sich der ihnen gewordene Erfolg, zumal gegenüber dem geringeren des Streichquartetts, zwar erklärte, aber nicht rechtfertigte. Im übrigen steht immerhin so viel gut Gesangliches in ihnen, daß sie für primitivere Ansprüche ein bequemes Material abgeben. Die Sängerin, die sie vortrug, Elisabeth Dhlhoff, möchten wir gern wieder hören. Ihr sonorer Mezzosopran ist verhältnismäßig gut gebildet und dem Stimmklang wie der Deklamation nach entschieden sympathisch.

Die Geschichte der Bereicherung unsrer Musik mit fremdnationalen Momenten hat den vorzeitigen Tod eines Mannes zu beklagen, der auch dann bedeutend bleibt, wenn man die an ihn geklammerte, künstliche Kreiberei mit seinem Ruf abzieht. Anton Dvorschal, der vor kurzem im 63. Lebensjahre gestorben ist, hatte sich vom „böhmischen Mustikanten“ zum weltberühmten Komponisten und Konservatoriumsdirektor (erst in New York, dann in Prag) emporgeschwungen. Vom Herzen seines Volkes, zwar nicht zum Herzen der Völker, aber doch zum Herzen derer gehend, die einen Paradenmann brauchten, um andre zurückzudrängen, hat er sich in zahlreichen, zumal instrumentalten Kompositionen trotz vieler recht derberzüge doch als ein wirklicher Künstler bewährt, der aus einem frischen Inneren heraus thatächlich etwas, und in der That manches Wohlgefällige, zu sagen hatte. — sz.

Technisches.

— Japan-Lacke. In einer Betrachtung über den Gebrauch des Wortes „Japan“ für europäische Lackerezeugnisse weist L. G. Andes in der „Chemischen Revue der Zeit- und Harzindustrie“ darauf hin, daß weder die Chinesen und Japaner, noch indische Völkerschaften (Birmanesen, Singhalesen usw.) für ihre Arbeiten ein Material ver-

wenden, welches mit dem, was wir als „Lack“ bezeichnen, auch nur eine entfernte Ähnlichkeit hätte. Die neuere Wissenschaft hat unter dem Namen „Natürliche Firnisse“ eine Reihe von Pflanzen-säften zusammengefaßt, die in tropischen und subtropischen Gegenden durch künstliche Eingriffe in das Leben der Bäume gewonnen werden. Diese Säfte von grau- oder gelbweicher Färbung, ziemlicher Konsistenz und einem eigentümlichen Geruch, giftig, oder doch mindestens mit für die menschliche Haut schädlichen Wirkungen, besitzen die Eigenschaft, sich an der Luft zu bräunen, beim Zusammenbringen mit eisenhaltigem Wasser zu schwärzen, in sehr dünnen Schichten und unter der gleichzeitigen Einwirkung von Feuchtigkeit auszutrocknen und hohen Glanz anzunehmen. In dieser Weise getrocknet, besitzen die Leberzüge, von denen eine größere Anzahl über einander gelegt wird, eine fast unvergängliche Dauer — es giebt Ladarbeiten, die vor 400 und 600 Jahren gefertigt wurden und heute noch tadellos sind. — Härte und Elastizität sowie eine Widerstandsfähigkeit gegen heißes bis kochendes Wasser, trockene Hitze und selbst gegen die Flamme. Mittels solchen „natürlichen Firnisses“ von Rhus vernicifera werden die japanischen Ladarbeiten ausgeführt; und als Rhuslacke bezeichnet man auch die seit etwa fünf Jahren, wenngleich des hohen Preises halber selten in Europa zur Verwendung gelangenden Pflanzenäfte. Diese, aber auch nur diese allein, führen mit Recht den Namen „Rhus“; alle andern Produkte, welche unter ähnlichen Bezeichnungen in den Handel gebracht werden, sind Lade in unsrem — europäischen — Sinne und haben mit Japan und der sorgfältig gepflegten und auf Lack ausgebeuteten Pflanze Rhus nichts zu thun. — („Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Berechnend. Freund (zum Schriftsteller): „Deine Frau muß Dich doch recht lieb haben, sie hat Dir ja zum Geburtstag eine Schreibmaschine gekauft?“
Schriftsteller: „O, es ist nichts als Raffiniertheit von ihr, denn wenn sie jetzt in meinem Schreibzimmer eine Weile nicht klappern hört, ist gleich der Teufel los!“ —
— Scherzfrage. „Wann setzt sich ein Historiker zur Ruhe?“
Wenn er die Geschichte satt hat. —
— Egoistische Begeisterung. Redner: „Ja, meine Herren, wenn das so weiter geht, lohnt es sich gar nicht mehr, daß unsre Landwirte sich noch mit dem Obstbau abgeben. Unsre Obsteinfuhr muß dabei beschränkt werden.“
Schauspieler (begeistert klatschend): „Bravo! Bravo!“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Freie Volkshöhne läßt sich am Himmelfahrtsnachmittag die „Schmetterlingschlacht“ vorspielen. —
— Das Lessing-Theater bringt im Laufe dieses Monats noch einen Novitätenabend; gegeben wird: „Ein pietätloser Mensch“ von Julius Schaumberger und „Das Fest des Sankt Matern“, eine Komödie von Ernst Welisch. —
— Das Ensemble des Neuen und Kleinen Theaters wird in der zweiten Hälfte des Mai in Budapest ein Gastspiel geben. Zur Aufführung gelangen: „Rabale und Liebe“, „Schwester Beatriz“, „Mutter Landstraße“ und „Pelleas und Melisande“. —
— Ein Teil der Münchener elf Scharfrichter wird am 26. Mai, abends 9 Uhr, im Künstlerhause eine Vorstellung geben. —
— Der Verein für thüringische Urgeschichte zu Jena will ein Archiv einrichten und die Universität Jena zum Mittelpunkt für die vorgeschichtliche Forschung machen. —
— Erhaltung der Volkstrachten. Der preussische Regierungspräsident zu Minden hat eine Verfügung an die Lehrer der Kreise Minden und Lübbecke und des Amtes Delbrück erlassen, dahin ihren Einfluß geltend zu machen, daß die Eltern ihre Kinder in volks- und ortsüblicher Tracht zur Schule schicken. — Im Herbst sollen in Lübbecke, Minden und Paderborn Ausstellungen von Volkstrachten veranstaltet werden. —
— Ein Regelgrab ist auf der Feldmark des Dorfes Wredentin bei Gilstrow i. M. durch den Schweriner Altertumsforscher Dr. Velsky freigelegt worden. In einem von zwei Seiten durch Mauern abgeschlossenen Grabe befand sich noch ein zweites Grab. Man stieß auf Ueberreste eines männlichen und eines weiblichen Leichnams, auf Bronzewaffen und Schmuckstücken aus Bronze. —
— Einen Preis von 3500 Frank schreibt die Stiftung Schunder von Wartensee aus. Gestellt ist für das Jahr 1906 folgende Aufgabe: „Das Klima der Schweiz, zu bearbeiten auf Grundlage der jetzt 37jährigen Beobachtungen der schweizerischen Wetterwarten sowie älterer Beobachtungsreihen.“ Der Wettbewerb ist international, doch müssen die Arbeiten in deutscher, französischer oder englischer Sprache geschrieben sein. Letzter Einlieferungstermin (an den Vorstand des Konvents der Stadtbibliothek Zürich) ist der 30. September 1906. —